

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

178 (2.8.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 58

Der steirische Feremias Gotthelf.

Zum 70. Geburtstag Peter Roseggers.

Natürlich ist der Vergleich nur „cum grano salis“ zu verstehen. Man kann nicht ohne weiteres den Pfarrer von Ritzelschlag den schweizerischen Rosegger nennen. Aber sie haben beide mancherlei miteinander gemeinsam. Gemeinam sind sie vor allem Vertreter jener Heimatkunst, die so eng mit der großen deutschen Stammeskunst verbunden ist, als deren hauptsächlichste Träger wir Vestalozzi und J. B. Gebel verehren. Die Werke dieser vier Dichter muten uns an wie wenn wir aus der heißen staubigen Stadt hinaus aufs Land kommen, reine Luft zu atmen, grüne Bäume zu sehen, frisches Wasser rauschen hören. Denn auch die Kunst muß wieder hinaus aufs Land, getreu dem Rousseauschen „Zurück zur Natur!“ Summe einmal wieder von Zeit zu Zeit.

Heimatkunst ist deshalb noch lange keine Verneinung der Kulturbewegung der Stadt! Ist auch keineswegs ärmer und beschränkter, man muß nur nicht bloß das Land als solches mit den Augen des Städters schauen, sondern die Landschaften in ihrer Manigfaltigkeit; denn dann ergibt sich auch in der Heimatkunst ein unendlicher Reichtum, ebensoviel Besonderes als die städtische Kultur zustande bringt. Aber selbst, wenn das Land an Stoffen für die Kunst ärmer wäre, die gesündere, frischere Luft, die größere Einfachheit oder auch „Menichlichkeit“ der Motive würde dafür Ersatz bieten.

Wer aber Gotthelf und Rosegger liest, glaubt nicht an die künstlerische Armut des Landes, denn beide haben fast jedes Problem, das die moderne Menschheit bewegt, in ihre Dorfwelt ohne künstlichen Zwang hineingesetzt, besser: aus ihr herauszubilden können. Und so wie der schweizerische Pfarrer am Anfange, so steht der ehemalige arme Waldbauernbub und wandernde Schneidergeselle, der heute ein 70jähriger berühmter Dichter ist, am Ende der modernen realistischen Stammeskunst. Beide sind völlig verschiedene Naturen, aber ihre Stellung zu ihrem Volke und in der Literatur ist so ziemlich die gleiche. Beide sind nicht ausgesprochene Künstler, so groß ihr Können auch zweifellos ist, aber beide wollen dasselbe: wollen ihr Volk erziehen, es ihm selber im Werke zeigen, um es zu bessern, zu fördern, kurz, sie sind beide Volksschriftsteller im besten Sinne des Wortes. Sie wollen wirken nicht durch erlogene Idealbilder, sondern durch die Wahrheit. Beide haben auch einen verjöhrenden Humor gemeinsam, der herbe Gotthelf ebenso, wie der feinere, sanftere Rosegger. Beide sind epische Talente, Volkserzähler, die ihr Volk kennen, wie keiner neben ihnen und beide haben nicht nur ihr Volkstum, sondern auch ihre Zeit in ihren Werken wiedergegeben und erst das erhebt sie weit über die Zeitgenossen. Nur war bei Gotthelf der soziale Moment, der soziale Blick weit mehr ausgeprägt. Gotthelf fragt schon 1836 im „Bauernspiegel“: „Sind eigentlich die Armen allein schuld, daß es so viele Arme gibt?“ Er macht bestimmte soziale Reformvorschläge zugunsten des armen Volkes, fordert z. B. daß die Herren die Sachen ihrer Diensten gegen Feuergefahr versichern, tadelt das Herumtrampeln auf den Gefühlen deren, die unter einem sind, will in jeder Brust das Gefühl der Menschenwürde erweckt haben und tritt fast überall für das Recht armer Bettelkinder gegen die Gemeinde ein. Rosegger hingegen ist der große weltgeschichtliche Prozeß, wie er sich im Kampf der Armen gegen ihre Ausbeuter wiederpiegelt, bisher nicht aufgegangen; die Atmosphäre der kleinbürgerlichen Gebirgsamenheit, die er zu schildern versteht, begrenzt auch seinen Blick. Freilich: ging das nicht Goethe und Heine bis zu einem gewissen Grade ebenso? Wie wenig nahmen diese beiden ganz Großen z. B. Anteil an dem geistigen Zubat der französischen Revolution! Gotthelf dagegen schreibt ohne Rücksichtnahme auf Interessen:

„Im Bettelkinde wollte ich diesen Stolz (das Gefühl für Menschenwürde ist gemeint) wecken, hoffend, die Welt kehre sich einmal um, und von unten herauf werden dann dringen das Edlere und Bessere hinauf, woher oft das Schlechte, das Verfluchte gekommen.“

Was nun aber am allermeisten zu Rosegger und Gotthelf hinzieht, das ist ihr ureigenstes Wesen, deren Sein und Wirken die Freude am Leben predigt und die ewige Einheit der Menschen mit der Natur. Mit schmerzlicher Liebe hängt Rosegger an den Bergen seines Heimatlandes, die er so oft erklimmt, an den Fluren, die die Stätte seiner Kinderpiele waren, an dem Volke, unter dem er erwachsen ist. Was er beim Herumsuchen als armer Schneidergeselle gesehen und gehört, hat er aufgeschrieben, führte am Tage die Nadel, am Abend die Feder. „In der Stille des Elternhauses“, so heißt von ihm in der Möbius-Biographie, hätte er nie Gelegenheit gefunden, sein Heimatvolk so gründlich kennen zu lernen, wie bei diesem Umherziehen von Hof zu Hof, und darum ist diese Zeit seine Hochschule gewesen, in der er das Bauerntum seiner Heimat gründlich studiert hat. So entstanden zahlreiche Gedichte in steirischer Mundart, darunter das so berühmte geworden „Darf ichs Dirndl lieben?“ Ferner Trutz- und Liebesngeln, Geschichten und Schwänke, sowie ein Predigtbuch „Weg in die Ewigkeit“. — Heute kann der ehemalige Bauernbub, der nur notdürftigsten Unterricht genossen und nur dank eines Zufalles Bildung und Wissen erworben, auf ein Werk von über 50 Bänden Romanen, Novellen, Schürren und philosophischen Abhandlungen blicken, auf eine zu ihm haltende Gemeinde, die nach Millionen zählt und sich auf alle Länder Europas verteilt; heute ist er Professor h. c. der Grazer Universität, Ehrenbürger mehrerer Städte, geistiger Statthalter seines Steierlandes, kurzum, der bedeutendste Schriftsteller seines Vaterlandes und beliebt in ganz Europa. Land und Leute, der eigenste Humor des Dichters, „Humor mit der Träne im Auge“, dessen Schürren Gotthelf Keller mit Besagen genoss, warme, wahre Empfindung, ein reiches Gemüts- und Gedankenleben offenbar sich in allen seinen Schriften des Mannes, der wie selten einer, Dichtung aus dem Volk für das Volk geschaffen hat. Seinem Volke verdankt er den Ruhm, und für Volk schrieb und schreibt er. Ganz im Sinne des Mottos auf der 1. Seite des 1. Buches: „Mein Heimatland! Da Dir hon ichs, Dir gib ichs!“ Und mit niemanden hat ers in diesen 50 Jahren, da er sein Herz ausschüttet, verdorben: alle Kreise, alle Parteien, alle Richtungen, proklamieren ihn für sich. Wohl, weil er allen etwas gegeben, allen eine Freude bereitet hat. Denn die herbe sinnliche Lebenslust des Buriden, dem es am wohlsten ist, wenn er bergansteigend dem Schatz auf der Alm jodelnd und juchzend sein Kommen, sein Werden ankündigt, findet in Rosegger einen so sicheren Dolmetsch, wie die schweren, Himmel- und Höllenfahrt prüfenden Zweifel der Bergleute, die auf ihrem Abstieg in die Unterwelt der Salz- und Eisenwerke in endlosen einjamen Arbeitsstunden auch in die Rätsel und Widersprüche von Kirchenglauben und Weltordnung niederteufeln. Gern verzeihen wir ihm das Proklamieren seines Idealvangeliums, wonach einzig und allein der Bauer Erlösungsberechtigung habe, denn wer seine Werke liest, empfindet es unwiderstehlich: Ueber alle Not des gemeinen Lebens hebt Roseggers Eigenbrödl und Naturkinder der Arbeitsmut, der Lebensmut und der Frohmot empor. Diese drei sind uns verwandte Klänge und aus frohem Herzen stimmen wir ein in den Wunsch an den jungen 70jährigen:

Jung bleibe dein Herz noch mit achtzig Jahren! Mögts nie du des Alters Qualen erfahren!

R. A.

In darauffolgenden Winter bin ich durch sein unausgeleitetes Bemühen nach Graz gekommen, und er ist dem fremden, armen, unbehilflichen Menschen viele Jahre lang in unentwegter Treue Stab und Stern gewesen. Denn es hat Mühe gekostet, diesen jungen, ungefügen, blöden Burischen so weit zu bürfen und zu fragein, bis er sich zur Not aufzeigen konnte.“

Im „Berl. Tagebl.“ lesen wir folgendes hübsche Geschichtchen: Als Rosegger vor Jahren in Berlin weilte und aus seinen Schriften las, spielte sich eine Szene ab, die so recht zeigt, welcher Popularität sich der Dichter weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus erfreut. Unter den Zuhörern befand sich auch ein siebzehnjähriger allerliebster Blondkopf. In der Hand hielt die Kleine zwei dunkelrote Rosen und ein Briefchen versteckt. Kaum war der Vortrag beendet, so eilte sie an das Vortragspult und überreichte dem Dichter mit niedlichem Knig Briefchen und Blumen. Auf rosa Papier fanden in mädchenhaften Schriftzügen Roseggers Werke folgendermaßen zu einem Briefe vereinigt:

„Als ich noch jung war“ und „meine Ferien“ oder „die Sonntagsruhe“ dazu benutzte, im „Heimgarten“ meiner Eltern. Die Schriften des Waldschulmeisters“ zu lesen, hielt ich Dich für das „ewige Licht“, das mir mit „Wärmendem Sonnenschein“ „mein Himmelreich“ brachte. Später durchschritt ich „am Wandertabe“ die Welt und erkannte, daß es auch in „Tannenbarz und Fichtennadeln“ „Dorfsünden“ gibt, und daß auch in der „Waldheimat“ der „Aeppler“, „Alberlei Menschliches“ passiert. Du, mein lieber Peter Rosegger, wirst ihnen aber noch „am Tage des Gerichts“ als „Gottsucher“ voranleuchten.“

Der Dichter war über diese Verehrung ebenso überrascht wie erfreut und versprach dankend, der Verehrerin stets zu gedenken. Er hat auch gehalten, denn alle Jahre am Tage des Kennenlernens trifft eines seiner Bücher ein, und jedes enthält die Widmung: „Meiner lieben Berlinerin zur freundlichen Erinnerung an den Tag unserer Bekanntschaft.“

Peter Roseggers Werke.

Haben soeben in einer neuen Ausgabe im Verlage von V. Staackmann in Leipzig zu erscheinen begonnen. Die Ausgabe ist berechnet auf 4 Bände, von denen in jedem Monat einer erscheinen soll. Der 70jährige selbst hat die Leitung dieser Ausgabe übernommen; er will in ihr jedoch nicht nur einfach zusammenfassen, was er einst geschrieben hat, er will auch kritisch sichten und selbst in Einzelheiten noch Veränderungen und Verbesserungen vornehmen. „Aber“, so schreibt Peter Rosegger in der Einleitung, „ich will nicht in den Fehler der Alten fallen, die Jugend verlassen zu wollen. Die Jugend ist gut genug. Ich will sie, was Gehalt, Empfindung und Gesinnung betrifft, nicht anrühren. Das soll unser bleiben, wie es steht, mit aller Unbefangenheit, mit allem Uebermut, mit all feinen rührenden Unzulänglichkeiten.“

Dem ersten Bande hat Rosegger auch eine Lebensbeschreibung mitgegeben, die den alten Herrn noch voller Frische und Kraft in seinen Schilderungen zeigt.

Die neue Sammlung wird eröffnet mit den Schriften des Waldschulmeisters. Der erste Band des „Wuchs der Novellen“ folgt; so geht es weiter, im wesentlichen in chronologischer Ordnung.

Die Bände sind sehr hübsch ausgestattet und ihren Preis wohl wert; jeder kostet gebunden 2,50 Mk. Wer ein Freund frischen Volkstums ist, der mag sie sich kaufen. Für Bibliotheken wird die neue Ausgabe unentgeltlich sein.



Für unsere Frauen.

Goldene Worte.

In aller Freundschaft und Liebe und Treue steht das Mutterherz obenan; das Mutterherz magst du anbeten wie die Gottheit, du begehrst keine Abgötterei. Rosegger.

So gibt es Eheleute, die ihr Glück Jahre um Jahre auswärts suchen und in ihrem eigenen Hause liegt es aufgebahrt — scheintot. Außerstehen würde es durch den Ruf eines einzigen liebevollen Wortes — aber dieses Wort wird nicht gesprochen. So eilt dahin die Zeit und das Leben, und erst am Grabe des vorangegangenen Gatten steht die Liebe des Zurückgebliebenen auf. Rosegger.

Volkspflege.

Von Frieda Prager, Charlottendamm.

Anfangs Juli ist der Betrieb der Volkspflege eröffnet worden. Diese Kassa ist für die Frauen der Arbeiterklasse besonders wichtig; aus verschiedenen Gründen. Auf den Schul-

tern der Frauen ruht die ganze Last des Haushalts. Sie jagen mit dem geringen Gelde, das sie erhalten, alle Kosten bestreiten. Ja, sie sollen noch von dem knappen Hausstandsgeld für besondere Ereignisse, für schwere Zeiten etwas aufsparen. Reicht der Verdienst schon zu gewöhnlichen Zeiten kaum aus, so wird dies ganz unmöglich bei Krankheitsfällen, bei Arbeitslosigkeit usw. Auch andere Ereignisse fordern eine größere Summe Geld, so wenn die Kinder die Schule verlassen, wenn der Sohn zum Militär kommt, wenn ein Mädchen heiratet. Bei all diesen Anlässen ist Geld aus der Versicherung hochwillkommen.

Allerdings, für solche Fälle kann man sich ja auch bei der Privatgesellschaft versichern, d. h. durch Monatszahlungen für besondere Fälle etwas ersparen. Aber das ist ein teures Vergnügen. Die Privatgesellschaften wollen bei den Versicherungen verdienen. Sie schließen ihre Versicherungen ab, nicht, um den Versicherungsnehmern eine Wohltat zu erweisen, sondern ganz einfach, um zu verdienen. Die Volkspflege soll und will auch keinen Profit machen. Es werden keine Gewinne an die Aktionäre gezahlt, keine Tantiemen an die Aufsichtsräte, und vor allem der Verwaltungsapparat ist bei der Volkspflege unvergleichlich billiger als bei den privaten Versicherungen. Alle Ersparnisse, die die Volkspflege macht, gehören den Versicherern, sie zahlen daher entweder weniger und kleinere Prämien oder erhalten höhere Versicherungssummen als die Versicherten bei den privaten Versicherungen.

Noch etwas anderes Wichtiges, sehr Wichtiges, kommt hinzu. Die privaten Versicherungen legen ihre Kapitalien in privaten Unternehmungen an, die wiederum Profite zu erlangen suchen, größtenteils auf Kosten der Arbeiter. So werden die Spargesellschaften der Arbeiter vielfach ein Mittel für das Unternehmertum, um die Arbeiter auszubeuten. Arbeitergroßen werden gewinnbringendes Kapital, nicht für die Sparer selbst, sondern für das private Unternehmertum. Darin wird die Volkspflege Wandel schaffen. Alle ersparten Gelder fließen den Arbeitern, den Versicherten der Volkspflege, zu.

Die Volkspflege ist eine Schöpfung der Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften. Sie ergänzen und fördern sich gegenseitig. Die Gewerkschaft wirt Mitglieder für die Konsumgenossenschaft, gibt teilweise ihre verfügbaren Kapitalien für genossenschaftliche Zwecke her. Die Konsumgenossenschaft verpflichtet sich, den Mitgliedern gute Lebensmittel zu möglichst billigen Preisen zu liefern. So arbeiten beide Einrichtungen auf eine Besserung der sozialen Lage der Arbeiterklasse hin. Nun kommt als gemeinsame Einrichtung der Konsumgenossenschaften und Gewerkschaften die Volkspflege hinzu. Auch das hat einen Nutzen für die Arbeiter. Jede Versicherung muß Kapitalien aufsparen, so auch die Volkspflege. Diese Kapitalien, die zum größten Teil aus den eingehenden Monatszahlungen bestehen, legt die Volkspflege nicht auf die private Bank, sie legt das Geld nicht restlos in Staatspapieren an, einen erheblichen Teil stellt sie wieder für konsumgenossenschaftliche Zwecke zur Verfügung. So werden die Mitglieder eines Konsumvereins, die zu gleicher Zeit Versicherte der Volkspflege sind, in doppelter Hinsicht Gläubiger der Genossenschaft: als Käufer im Konsumverein, indem sie Einlagen in die Genossenschaft leisten und als Zahler von Versicherungsprämien für die Volkspflege. Hiermit erwerben sie auf jeden Fall einen Anspruch auf Kredit. Er ist begründet durch das Anrecht auf die Versicherungssumme. Nehmen wir nun an, Mitglieder einer Gewerkschaft, die auch der Volkspflege und dem Konsumverein angehören, werden arbeitslos, vielleicht durch eine Ausperrung. Die Gewerkschaft muß die Mitglieder wirtschaftlich über Wasser halten. Dauert der Kampf sehr lange, dann kann Ebbe in den Kassen eintreten. Die Gewerkschaftler haben aber als Versicherte in der Fürsorge und als Mitglieder der Genossenschaft Kredit im Konsumverein. Dieser ist natürlich auch daran interessiert, seine Mitglieder nicht zu verlieren, sie kaufkräftig zu halten, und die Versicherung selbst hat ebenfalls das Bestreben, die Mitglieder leistungsfähig zu halten. Da wird es dann selbstverständlich sein, daß der Konsumverein einen Kredit einräumt, der ja auf jeden Fall durch die Einlage in dem Konsumverein und durch die Versicherungssumme gedeckt ist. Die Form für solchen Kredit ist leicht zu finden; technische Schwierigkeiten sind kaum zu überwinden. Mit der Kreditgewährung in besonderen Fällen fördern sich die Einrichtungen gegenseitig zum unerkennbaren Wohle der Mitglieder. Ausperrungen, Streiks und wirtschaftliche Kämpfe verlieren einen Teil ihrer Schrecken; ja, nicht nur das, mit der größeren wirtschaftlichen Unabhängigkeit steigern sich die Erfolgsmöglichkeiten der Arbeiter bei wirtschaftlichen Kämpfen ganz außerordentlich. Jetzt dient das Geld der Versicherten vielleicht noch dazu, den ausperrenden Unternehmern Kredit zu geben, damit sie im Kampfe gegen die Arbeiter ausstehen können. Unter solchen Umständen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Proletarierin, die Hausfrau und Mutter mit tausend Freunden der Volkspflege beistellt, sie mit allen Kräften zu fördern sucht.

Dreihundert vierundsechzig und eine Nacht.

Von Peter Kosegger.

Mein Vater hatte vier große Ziegen im Stalle stehen, so wie er vier Kinder hatte, welche zu den ersehnten stets in enger Beziehung standen. Jede der Ziegen hatte ihren kleinen Futterbarren, aus dem sie Heu und Klee fraß, während wir sie molken. Keine einzige gab die Milch am leeren Barren. Die Ziegen hießen Biberl, Puzerl, Zeiserl und Heiserl und waren, eben auch einer schönen Schenkung zufolge, das Eigentum von uns Kindern. Das Biberl und das Puzerl gehörten meinem zwei Schwestern; das Zeiserl meinem achtjährigen Bruder Jakobl, das Heiserl war mein!

Jedes von uns pflegte und hütete sein ihm zugetheiltes Gespons in Treue; die Milch aber lateten wir zusammen in einen Topf, die Mutter lockte sie, der Vater schenkte uns dazu die Brotkrumen — und Gott der Herr den Hunger.

Und wenn wir so mit den breiten Holzlöffeln, die unser Oheim geschnitten hatte, und die ihrer Ausdehnung wegen fürs erste kaum in den Mund hinein, fürs zweite kaum aus demselben herauszubringen waren, unser Nachtmaß ausgekostet hatten, so nahmen wir jedes unser Hohlmaß ab und legten uns, eines wie das andere, in den Futterbarren der Ziegen. Das waren eine Zeitlang unsere Betten, und die lieben Tiere beschickten uns mit ihren weichen Warten die Wangen und bedeckten uns die Naschen.

Ach, wie wir Kindlein auch in der Krippe lagen, so kam das Einschlafen auch nicht juft immer nach dem ersten Ledern. Ich hatte von unsrer Ahne eine Menge wunderbarer Geschichten und Märchen im Kopfe.

Die erzählte ich nun in solchen Abendstunden, und meine Geschwister waren darüber glücklich, und die Ziegen hörten auch nicht ungern zu; nur daß diese dann und wann, wenn ihnen das Ding gar zu unglücklich vorkam, so ein wenig vor sich hinstreckten oder mit den Hörnern ungeduldig an den Barren pufften. Einmal, als ich von der Habergrais erzählte, die, wenn sie um Winternacht auf dem Felde schlief, den Haber (Saser) schwarz macht und die nichts frei als die grauen Härte aller Kohlenbrenner, da begann mein Heiserl dermaßen zu weiden, daß die anderen drei auch mit einstimmen, bis meine Geschwister schließlich in ein fürchterliches Gelächter ausbrachen und ich wie ein überwiesener Ausschneider erdämmlich schweigen mußte.

Von derselben Zeit an erzählte ich meinen Schlafgenossen lange keine Geschichten, und ich nahm mir vor, mit dem Heiserl mein Verbot zu befehlen, mich nicht zu reden.

Da kam der Sonntag. An diesem Tage lockte uns die Mutter den üblichen Eierkuchen, mein liebtes Essen auf der Welt. In diesem Jahre aber hatte uns der Geier die beste Leghenne geholt, so wollte sich das Eierkuchlein nicht mehr füllen und als am Sonntagabend der Kuchen kam, war er ein gar kleinwinziges Küchlein.

Wahnwitzig lugte ich hin auf den Holzstapel. Mein fünfjährig Schwesterchen guckte mich an und wie wenn es meine Sehnsucht wahrgenommen hätte, rief es plötzlich: „Du, Peterl, du! wenn du uns ein ganzes Jahr in jeder Nacht eine Geschichte erzählst magst, so schenk ich dir meinen Teil von dem Kuchen!“

Dieser hochherzigen Entäußerung der Kleinen stimmten selbstsamterweise auch die anderen bei, sie patschten in die Händchen und ich ging die Bedingung ein. So stand ich denn plötzlich am Ziele meiner Wünsche und hatte auch mein Ehrgeiz etwas davon.

Ich nahm meinen Kuchen unter die Jacke hinein und ging damit in die Milchammer, wo mich niemand sehen und hören konnte. Dort verriegelte ich die Türe, setzte mich auf einen ausgefüllten Juber und ließ meine zehn Finger und das wohlgeordnete Heer meiner Zähne über den armen Kleinen Kuchen los.

Aber nun kamen die Sorgen; daß meine Geschwister streng auf ihrer Forderung bestehen würden, daran konnte kein Zweifel obwalten. Ihr Opfer war groß genug gewesen. — Ich ging auf meinen Hirtengägen jeden Feder, Kohlenbrenner, Galter und jedes wohlserfahrene Weiblein, wie ich im Wald und auf der Heide traf, um eine Geschichte an. Es waren ergiebige Quellen und ich war jeden Abend in der Lage, meiner Schuldigkeit nachzukommen. Mitunter allerdings wars ein Tiend, bis ich was neues auftrieb und nach einer Zeit geschah es nicht selten, daß das Schwesterlein, mich unterbrechend, von seinem Barren herüberrief: „Du! die wissen wir, die hast uns schon erzählt!“

Ich sah wohl, daß ich auf neue Wege finnen mußte und war daher bemüht, das Lesen besser zu lernen, um aus manchen

Geschichtenbüchern, wie sie in den Waldhütten nutzlos auf den ruhigen Wandstößen herumlagen, Schätze zu ziehen. Nun hatte ich neue Quellen: die Geschichte von der Salzgräfin (das Jakoblerl sagte immer Schmalzgräfin) Genoveva; die vier Heimonshinder; die schöne Melusina; Wendelin von Höllenstein — ganz wunderbare Dinge zu Duzenden. Da sagte mein Bruder wohl oft aus seiner Krippe heraus: „Mein Kuchen reut mich gar nicht! Das ist wohl soviel unmöglich schön. Gelt, Heiserl?“

Nun wurden die Abende zu kurz und ich mußte eine solche Geschichte in Fortsetzungen geben, womit aber kein Schwesterchen schier nicht einverstanden sein wollte, denn es behauptete, in jeder Nacht eine ganze Geschichte! so sei es ausgewacht.

So verging das Jahr. Ich erwartete mich nach und nach eine gewisse Fertigkeit im Erzählen und tat es sogar hochdeutsch, wie es in den Büchern stand! Oft geschah es auch, daß sich während des Erzählens meine Zuhörer tief in die Köpfe bargen und vor Schauer über die Räuber- und Geistergeschichten zu hühen anhuben; aber aufhören durfte ich doch nicht.

Es war schon wieder der Sonntagabend nahe und mit ihm die Lösung meines Vertrages. Doch — ein eigen Gefüh! — noch vor dem letzten Abend ging mir gänzlich der Faden aus. Alle meine Erinnerungen, alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte, alle Männlein und Weiblein, denen ich begegnete, waren erschöpft — alles ausgepumpt — alles hoffnungslos Dürre. Da! ich meine Geschwister: „Morgen ist der letzte Abend — schenk ich mir!“ War ein Gefüh! „Nein, nein, nichts schenken! Du hast deinen Sonntagabend kriegel!“ Gar die Ziegen mederten mit.

Am nächsten Tage ging ich herum wie ein verlorener Schaf. Da kam mir plötzlich der Gedanke: Betrüge sie! Dichte was zusammen. Aber allsofortlich schrieb das Gewissen drein: Was du erzählst, das muß wahrhaftig sein! Du hast den Kuchen wahrhaftig bekommen!

Doch geschah im Laufe dieses Tages ein Ereignis, von dem ich hoffte, daß es im Drange der Aufregung mich meiner Pflicht entbinden würde.

Mein Bruder Jakoblerl verlor sein Zeiserl. Er ging in den Wald und krumm über die Heide, er ging in den Wald und suchte weinend und rufend die Ziege. Aber endlich spät am Abend brachte er sie heim. Ruhig aßen wir unsere Suppe, gingen in unsere Krippen, und von mir wurde die Geschichte verlangt.

Es war still. Die Zuhörer harrten in Erwartung. Die Ziegen scharrten im Wiederlauern mit den Föhnen.

Nun denn, so sollen sie die Geschichte haben.

Ich sann — ich begann: „Es war einmal ein großer, großer Wald gewesen. Und in dem Wald war es allweg finster gewesen. Keine Vögelchen haben gesungen; nur der Totenvogel hat geschrien. Wenn aber doch die anderen Vögel auch gesungen, da haben auf den Bäumen alle Äste und alle Blätter vieltausend Tränen geweint. Witten in diesem Wald ist eine Heide, wie der Totenader so still, und wer über dieselbe hingehet und nicht umkehrt, der kommt nicht mehr zurück. Ueber diese Heide sind einmal zwei blutige Anie gegangen.“

„Jesses Ma!“ rief mein älteres Schwesterlein aus, und alle drei krochen unter die Köpfe.

„Ja, zwei blutige Anie“, fuhr ich fort, „und die sind über die Heide dahin geschwätzt gegen den finstern Wald, wie verlorene Seelen. Aber einmal sind die zwei blutigen Anie —“

„Ich schenk dir mein blaues Sosenband, wenn du still bist!“ wimmerte mein Bruder angstvoll und verbarg sich noch tiefer in die Dede.

„— sind die zwei blutigen Anie stillgestanden,“ fuhr ich fort, „und auf dem Boden ist ein Stein gelegen, so weiß, wie ein Leidentuch. Dann sind zwei funkelnde Lichtlein gewesen zwischen den Bäumen und darauf sind vier andere blutige Anie dahergegangen —“

„Mein neues Paar Schuh schenk ich dir, wenn du aufhörst!“ hauchte das Jakoblerl in seinem Trog und zog aus lauter Furcht das Zeiserl am Warte zu sich.

„Und so sind alle sechs zusammengegangen durch den finstern Wald, und heraus auf die Heide und über das Faserfeld herab zu unserm Hause und herein in den Stall —“

Jetzt freisähen alle drei auf, und sie wimmerten und wuzten ihrer Angst kein Ende, und kein Schwesterlein versprach mir mit Zagen seinen Teil von dem auch heuer wieder zu erwartenden, morgigen Sonntagabend, wenn ich aufhöre. Ich aber fuhr fort!

„Jetzt — na, jetzt hab ich zum Anfang zu sagen vergessen, daß die zwei ersten blutigen Anie unserm Jakoblerl, und die vier letzteren seinem Zeiserl gehört haben — wie sie heut im Wald herumgegangen sind, und daß die Anie nicht ausgewendia, sondern nur inwendia blutig sind gewesen.“

Doch auf einmal das Gelächter los. „Jeder Mensch hat zwei blutige Anie!“ rief Schwesterlein, und die Ziegen mederten, daß ein Jubel war.

„Ich hatte meine Rolle ausgespielt. Dreihundertvierundsechzig Nächte lang hatte ich gegläntzt als treuer, wohlthätiger Geschichtenmann; die dreihundertfünfundsechzigste hatte mich entlarvt als argen Schwächer.“

Das Versprechen in betreff des zweiten Sonntagabend wurde rüchsig gemacht; Schwesterlein erklärte, die Zusage sei nichts als Notwehr gewesen.

Und die Wichtigkeit meiner Zuhörer hatte ich mir verdorben ganz und gar, und wenn es in Zukunft an irgend einem Erzählen seinen Zweifel ausdrücken wollte, so rief es einstimmig: „Aha, das ist wieder ein blutiges Knie!“

Der erste Kosegger.

Ein rührendes Dokument des ersten Tastens und Suchens, das der Dichter heute noch aufbewahrt, ist kürzlich in seiner Zeitschrift „Heimgarten“ veröffentlicht worden. Dieses erste Gedicht des elfjährigen Almpeterl lautet in der Originalorthographie folgendermaßen:

„In meiner Brust so Auf der linken Seite
ist etwas, man nennt's das Herz —
Und an meiner Brust, so auf der linken Seite
ist etwas, o Welcher Schmerz, —
ist, ja ja bei meiner Ehre,
Die Priestsche die lere,
Die Priestsche liegt an der Schwintjucht Krank
bei dem Herz,
und Ich bin tarum halt gar so krank
in dem Herz.
Und oft frigt die Priestsche ein follen Pauch,
Wahnpriff sind darin und von Woll auch
ein Krif; soll ist mein Herz! — o Scherz!
„Kriegelach Alpel 1854. Peter Kosegger.“

Der letzte Kosegger.

Das Augustheft der von Kosegger herausgegebenen Zeitschrift „Heimgarten“ ist anlässlich des 70. Geburtstages des Dichters als Guldigungsheft unter dem Titel „Steirerheft“ erschienen. Es enthält Beiträge hervorragender steirischer Dichter, so von Kernstod, Wilhelm Fischer, Emil Ertl, Frauengruber, Karl Reiterer, Hermann Kienzl, K. G. Barisch, ferner von Hans Ludwig Kosegger, dem Sohne des Jubilars. Peter Kosegger selbst ist mit einem rührenden Gedenkbild von A. Svoboda, dem Mann, der ihn im ersten Schaffen geleitet hat, vertreten und feuert außerdem wieder einige Tagebuchblätter bei, darunter dieses:

Es ist Nachfrage nach dem Zimmermann Christian. Nun, der war eines Tages so schwer krank geworden, daß der Doktor geholt werden mußte. Es war der neue, erst aus der Studie gekommene. Der Kranke lag in der dumpfigen Stube im Schüttelfrost und ächzte. Der Doktor rief sofort das Fenster auf. Das Weib des Kranken jammerte: „Mein Gott, wenn es nur nicht schadet!“

Nachdem der Arzt den Kranken untersucht hatte, war sein Dafürhalten: L u n g e n e n z ü n d u n g! Er berordnete kalte Umschläge, womöglich Eis. Sonst nichts. Das Weib war darüber völlig gebrochen. „Keine Medizin? Ja, du lieber Himmel, wie kann er denn gesund werden, wenn er keine Medizin kriegt! Und kaltes Wasser, Eis! Das muß ihn ja direkt ins Grab bringen!“

Am fünften Tage starb der Zimmermann. Während des Reizenguges führten die Leute unter dem lauten Gebet leise Gespräche.

„Kunnt auch noch leben, der gute Christel.“
„Wenn er richtig behandelt worden wäre!“
„Die jungen Aerzte sollte man wohl in den Sad stecken und ins Wasser schmeißen.“

„Kalte Umschläge! Bei einer Lungenentzündung.“
„Soviel versteht eine alte Kuh, daß das gefehlt ist. Bei uns daheim, wir haben bei so was halt warmen Aufschladen aufgelegt. Ist das Allerbeste. Da war' er sicher davongekommen, sicher!“

Demnach beim Totenmah! gab's zu trinken. Die Witwe tröstete sich, so gut sie konnte. Sie wurde hübsch aufgeräumt und als wieder von den kalten Umschlägen gesprochen wurde, zischelte sie einer Nachbarin zu: „Aber was glaubt's denn! Ich werd ihm kalte Umschläg' geben! Ich han's ja mit tau, o so a Dummheit. — Aufschladen aufgelegt han ich.“

Daß Kosegger aus einem Schneider ein Schriftsteller werden konnte, verdankt er nebst seinem Talent dem Redakteur Svoboda von der „Deutschen Tagespost“ in Graz. Kosegger erzählt in seinem „Heimgarten“ über ihn: „Als ich, ein Hand-

werkerjunge im Waldgebirge, in Jahre 1864 „Gedichte zur gütigen Beurteilung“ nach Graz geschickt hatte, irrthümlich an eine andere Adresse, kam die Sendung in die Hände des Cefredakteurs der „Tagespost“, Adalbert Svoboda, von dessen Güte ich natürlich keine Ahnung hatte. Einige Zeit nachher kam ins Waldland zu mir folgender Brief:

G r a z , den 22. März 1864.
Geehrter Herr!

Ich habe Ihre Gedichte gelesen und finde, daß Sie eine vortheilhafte Begabung besitzen, die eine sorgfältige Pflege verdient. Ich will mehrere Ihrer Gedichte veröffentlicht und das Publikum auf Sie aufmerksam machen. Früher müssen Sie mir genau und freimütig mitteilen, wo und wie Sie die Anregung zum Dichten erhalten haben, denn in einer Dorfchule erhält man sie nicht, und welche Gedichte Sie gelesen haben. Schreiben Sie mir auch Ihre Erzählungen (die Sie in Ihrem Briefe erwähnen) ein, und geben Sie mir genau Ihre Adresse und jegliche Beschäftigung ganz der Wahrheit gemäß an. Ich möchte gern etwas für Sie tun. Was von Ihnen abgedruckt wird, soll honoriert, das heißt bezahlt werden. Vielleicht wird sich jemand finden, der Ihnen eine bessere Lebensstellung anweist. — Schreiben Sie mir bald und seien Sie ganz offen gegen Ihren Ihren aufrichtig ergebenen.

Professor Dr. A. Svoboda,
Redakteur der „Tagespost“.

Wie unendlich mehr, als der gütige Brief andeutet, hat dieser Mann für mich getan! Wenige Monate nach Empfang des Briefes sandte ich ihm frischweg alle meine Schriften — 15 Pfund. Ein alter Bauer meiner Gegend, der eines Waldprozesses wegen die achtehnstündige Fußreise nach Graz machte, hatte sie in einem großen „Ludelförbe“ mitgenommen. Im Herbst desselben Jahres besuchte ich Graz und stand selbst vor Dr. Svoboda. Da gab es folgendes Gespräch:

„Also Sie sind der Mann, der mir den Korb voll Handschriften geschickt hat? Manchmal nehmen Sie bei Ihrem Dichten wohl Bücher zu Hilfe?“

„Bücher hab' ich halt mit gar viel, bewegen will ich mir ihrer schreiben.“

„Wenn Sie Bücher hätten, würden Sie auch dann noch schreiben?“

„Weiß nit. Immer einmal kann ich abends halt mit einschlafen, wenn ich mit ein wenig dichten tu.“

„Sie sind Bekehring bei einem Bauernschneider?“

„Das ist g'wiss.“

„Gefällt Ihnen das Handwerk?“

„O, ganz gut. Wer können tu ich halt noch nit gar viel.“

„Wöchten Sie nicht lieber in die Stadt kommen und was anderes lernen?“

„Am liebsten wär's mir halt, wenn etwas von mir in die Zeitung hineingedruckt werden tüt.“

Der Doktor zuckte mit dem Kopf zurück, wie immer, wenn ihn etwas unangenehm berührte.

„Lieber, junger Petrus!“ sagte er dann. „Bebor Sie etwas geben können, müssen Sie noch sehr viel nehmen. Daß ich von Ihnen etwas abdruckte, geschah nur, um Gönner zu suchen, die Sie ausbilden lassen wöchten. Haben Sie erst etwas Nüchtiges gelernt, dann reden wir weiter vom Dichten. — Sie sind den langen Weg nach Graz zu Fuß gekommen?“

„Und will morgen wieder heim.“

„Einstweilen ja. Aber doch nicht zu Fuß, doch auf der Eisenbahn.“

„Das trag's halt nit!“

„Denn Sie werden ein großes Bündel mitnehmen. Ich gebe Ihnen Bücher mit.“ Er wies auf einen Stof, der auf dem Tische lag. „Nerken Sie auf! Diese Bücher mit dem roten Umschlag lesen Sie, um zu sehen, wie Sie nicht dichten sollen, und die ungebundenen lesen Sie, um zu sehen, wie man's machen soll. Nachschreiben auch diese nicht, nur den Geschmack damit bilden.“ (Die ersteren — einige neue Romane, wie sie zur Beiprechung an Zeitungen geschickt zu werden pflegen, die letzteren Klassiker.)

Als die Bücher in ein großes Bündel gebunden waren, sagte Svoboda zu mir:

„Dann noch etwas, Petrus! Ihre Jacke, die Sie anhaben, ist soweit zwar ganz sauber, aber etwas zu dünn für schlecht Wetter. — Erlauben Sie!“ Damit zog er seinen schwarzen Rod mit dem roten Seidenfutter aus, so daß er einen Augenblick im Hemdärmeln war, bis er in ein Hauskleid schlüpfte. Den Rod hat er mir an den Leib gestreift. „Geben Sie bloß acht, daß Sie nichts verlernen, in der Brusttasche haben Sie ein kleines Portefeuille!“

Als ich nachher die Treppe hinaufstieg, war ich doch begierig, was das ist — ein Portefeuille.

Das war meine erste Begegnung mit diesem Manne, der es buchstäblich zustande brachte, für keinen Nädchen den Rod auszugeben und hinzugeben.